

Das Kochgeschirr

Autor(en): **Ryser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mag einer immerhin dieses tiefere und vollere Klingen einer verstandesdurchglühten Poesie als das reinere empfinden. Ich kann ihm nachfühlen bei Gedichten wie „Daß du mich liebst“, „Werbung“, „Heimliche Stunde“ und, um ein Beispiel zu geben — ein überaus inniges Seelenverhältnis zur Gattin spricht aus jenem und diesem:

Da du über meinen Weg gegangen.

Schau ich rückwärts, wo vor Anbeginn
Meines Lebens ich gepilgert bin,
Wendet sich mein Auge oft und gern
Hin nach einer Stelle, Jahre fern,
Die ein laßes Licht noch immer segnet,
Nach der Stelle, wo du mir begegnet.

Aus dem Schatten der Vergangenheit
Laucht, wie ew'ger Frühling, jene Zeit,
Und kein Winter löscht den lichten Glanz.
Tausend andre sind vergessen ganz,
Nur der Tag will noch herüberprangen,
Da du über meinen Weg gegangen.

Er ist kein Lyriker, der sich zur objektiven Schönheit durchgeläutert hätte, gewiß nicht. Doch möchten wir nicht seine sonnigwarmen Glücksbekanntnisse missen, wie das „Wohnstatt“, „Jeden Morgen“, „König“, „Meine Kleine“, die uns Schlüssel sind zum Herzen dieses sonst so objektiv verschwiegenen Mannes. Hier, im stillen glücklichen Heim, in der Liebeshöhe einer treuen Lebensgefährtin und einer wohlgearteten Kinderschar, in der Zukunftshoffnung für dieses sein Haus; hier wurzelt der hartzähe Wille, der das Höchste zu leisten sich vornimmt.

„... und ich hoffe Schönes und Hohes zu erreichen; denn ich höre die Glocken der Poesie machtvoll läuten von meinen Bergen, wundersame, wohlkautsate Stimmen, und vielleicht gelingt es doch einmal, die Klänge in ihrer lautersten Reinheit festzuhalten. Vielleicht! Es ist eine Hoffnung. Und die Hoffnung ist das Leben!“

Von seinen Bergen! Das ist nicht poetischer Ausdruck, das ist Wirklichkeit. Die Berge haben Zahn zum Poeten gemacht. Ihre hehre Schönheit hat seinem Talente Flügel gegeben. Es war zuerst noch ein Fliegen über den Niederungen des dilettantischen Dichtertums hinweg. Seine Prosa in „Kämpfe“ und die Verse im ersten Gedichtbuche, sie reichen nicht über das konventionelle Maß des Fühlens und des Ausdruckes hinaus. Die stetige stille Einwirkung der Göschener Umgebung, das große Leuchten der Firne, das Rauschen der Föhren- und Tannenwälder, das Tosen der Wildbäche, das Brausen des Föhnsturmes und das Krachen der Lawinen, sie haben den Dichter gemacht: sein Schauen vertieft und sein Fühlen verinnerlicht, und sie haben ihm namentlich den Willen zur bessern Form gestählt. Zahn ist kein Genie, kein Sonntagkind, dem die Götter das Gelingen in die Wiege gelegt haben. Sein Schaffen ist ein Ringen um die Vollendung.

Das beweist sein Anfang und beweist seine heutige Kunst. Wer so tief unten anfängt und auf diese Höhe steigt, der hat einen steilen Weg mit vielen Mühsalen hinter sich. Sie zu überwinden, brauchte es Kraft, aus lautem Liebeshorne geschöpft Kraft, und Mut und einen festen Willen, der nicht hinter sich und nicht zur Seite blickt („Ich will“).

Zahn ist durch seine Berge zum Heimatdichter geworden. Laut rühmt er diese Heimat, sein Alpental, sein Urnerland. Die Lieder, in denen er sie besingt, klingen in reinen, vollen Akkorden („Mein Urnerland“, „Mein Land“). Und wenn Zahn seine Berge preisen kann, dann greift er mit sicherer Hand in seine Harfe („Die Berge“, „Das Bergtal“).

Was Zahns Lyrik an Melodik des Verses und an Weichheit des Reimes abgibt (man beachte die Konsonantenhäufung in dem Verse „Daß du mich liebst, ganz leise sollst du's sagen“, der nicht vereinzelt dasteht, und Zahns Vorliebe für den Reimschluß „Früht“ — „ist“) das kommt den „Balladen und Aehnliches“ zugute. Kraftvolle Kürze ziert diese wuchtigen Heldengedichte; so „Die Brücke“ mit dem prächtigen Eingang und dem großartigen Heroismus des Vorwurfes:

„Es hastet ein Heerzug durch dräuende Nacht,
Die feindlichen Sieger im Rücken,
Wild wälzt es sich weiter, entronnen der Schlacht,
Und schleppt sich mit Fahnen und Stücken.“

Es sind die Verwundeten und Siechen, die dem fliehenden Kaiser und seinen Getreuen die Brücke über den klaffenden Graben mit ihren eigenen Leibern schlagen:

Da trokelt einer dem Graben nah,
Das Antlitz blutig, das alte:
„Wir bauen Euch eine Brücke da!“
Und wirft sich hinab in die Spalte.

Und hinter dem einen gleitet es stumm,
Das Siechvolk klimmt von den Wagen.
Der Graben füllt sich. — Die Zeit ist um. —
Doch der Steg, der Steg ist geschlagen.“

Die Situation im Gedichte „Die Söldner“ — zwei heimkehrende Söldner sterben im Schneesturm angesichts der Heimat — gemahnt an den Schluß von F. Jegerlehners „Marignano“. Die „Heimkehr der Eidgenossen“ ist die Ballade, die ebenso bleibend den berühmten Rückzug der Marignano-Krieger verarbeitet hat, wie das Gemälde, das Drama und der Roman es getan haben. „Die Liebeschmiede“ — um noch ein Gedicht dieser Gruppe zu nennen — behandelt ein Lieblingsproblem des Dichters, das Eheproblem. Es ist hier programmartig gesagt, was Zahn im Roman und in der Novelle in immer neuen Variationen darstellt und folgert:

„Wer diese Kette trägt, sei stark, sei groß,
Sei ohne Fagen, Wanken und Neur,
Wahllos dem ihm Verbundenen getreu.“

So sagt der Liebeschmied, der die Ehekettchen schmiedet, und so meint es auch der Dichter. (Schluß folgt.)

Das Kochgeschirr.

Humoreske von Hermann Ryser, Bern.

Wir lagerten auf der Maiensfelder Furka und grinsten ans Tingenhorn hinüber. Links von uns breitete sich ein schmutziges Schneefeld aus, rechts erhob sich ein steiler Schutthang, von dem in fast regelmäßigen Intervallen Felsbrocken heruntertanzen.

Zwischen meinem Freund und mir stand das Kochgestell und harpte des „Eingepackwerdens“; denn unser Imbiß war vorbei. Die Sonne brannte scheußlich und wir wurden einig, die Siefta etwas in die Länge zu ziehen.

Es nahte Zuzug. Ein Mann kam von der Arosjerseite heraufgepufft, ließ sich bei uns nieder und fing an zu lachen. Er lachte jedoch nicht etwa innerhalb der Grenzen des Anstandes, sondern hopfte herum und hielt sich den Bauch,

oder er wälzte sich auf dem Boden wie ein Meerweibchen. Fünf Minuten ließen wir ihn gewähren, dann ersuchte ich ihn um eine Erklärung. Er zeigte auf unsern Kochkessel und bedeutete uns in abgerissenen Worten, dieses Geschirr sei die Ursache zu seinem demonstrativen Heiterkeitsausbruch.

Auf diese Äußerung glaubte ich annehmen zu dürfen, der Mensch leide an einem Hirndefekt und mein Freund Abraham legte sich schon die Ruckackriemen zurecht, um den Kerl im Falle eintretender Tobsucht zu bandagieren.

Im Kessel brodelte Schneewasser, um den „Magginieder-schlag“ aufzulösen; denn bekanntermaßen brennt eine Suppe an, wenn zwei Köche dieselbe rühren.

Mittlerweile hatte sich der Mann etwas erholt und bat

uns, seinen Rucksack auspacken und in unserer Gegenwart eine Kleinigkeit essen zu dürfen.

Das war doch selbstverständlich.

„Ich bitte um Nachsicht, meine Herren,“ sagte er dann, „daß ich Ihre Ruhe so schnöde unterbrochen habe, aber wenn Sie wünschen, bin ich bereit, Ihnen über diesen Punkt Aufschluß zu erteilen. Die Sache hängt nämlich mit einer höchst lächerlichen Geschichte zusammen, in der ein Kochgeschirr die Hauptrolle spielt.“

„Wir haben gar nichts dagegen, dieselbe zu erfahren, obwohl wir uns nicht erklären können, wie . . .“

„Schon gut, Sie werden gleich hören.“

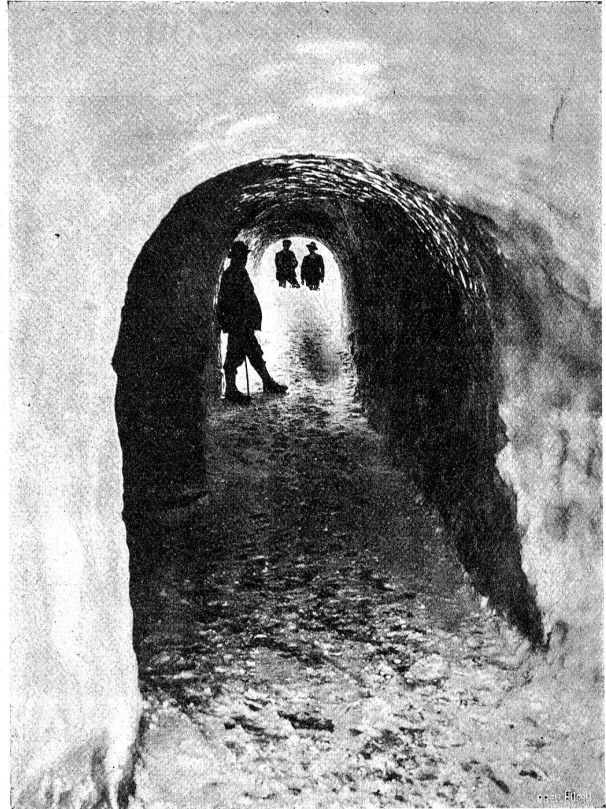
Der Mann legte sich nach diesen Worten neben uns auf die Erde, brannte mit viel Bedacht eine Brissago mit Notausgängen an und warf sie dann weg.

„Gestatten Sie übrigens, daß ich vorerst meinen Namen nenne: Limburger, Kaufmann aus Altona.“ Gar zu gerne hätte ich ihm gesagt, daß ich ein ausgesprochener Verächter des Limburgers sei, jener Käseart, deren Aroma allen Fußleidenden spottet, und die Kreuzzüge unternimmt, aber man darf eben nicht immer alles sagen, was man denkt. Ich beschränkte mich also darauf, auch unsere Namen zu nennen und forderte ihn auf, seine Geschichte zum Besten zu geben.

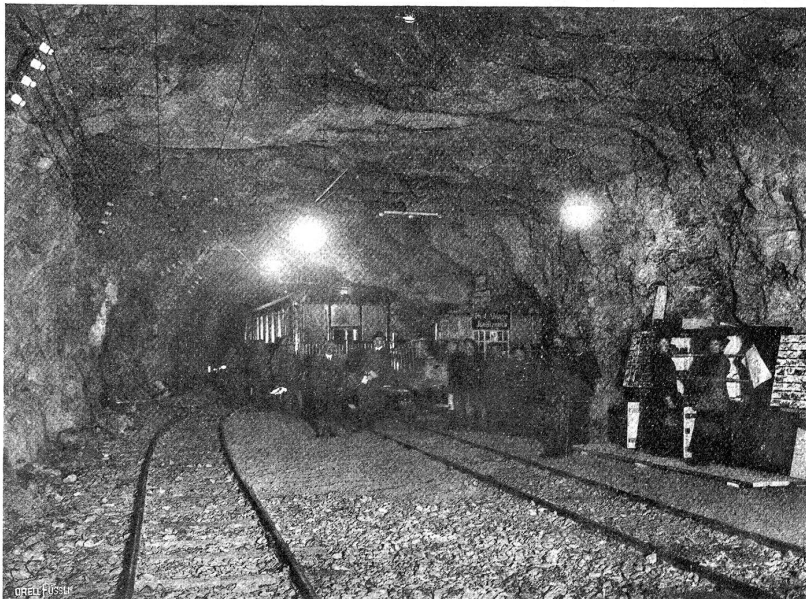
„Vor einigen Jahren“ hub er an, „weilte ich dort unten in Spinabad, zwischen Frauenkirch und Glaris zur Kur; es ist auch heute mein Ziel, doch halte ich mich diesmal bloß als Sommerfrischler dort auf. Es war ziemlich am Ende des vorgesehenen Aufenthaltes, als ich eines schönen Tages — gänzlich unerwartet — den Besuch meines Vaters erhielt; er war aus Altona her zu mir gekommen, eigens zum Zwecke, nach den Fortschritten meiner Genesung zu sehen.“

Wir ging es freilich sehr gut und der Vater war sichtlich entzückt, mich so wohl hergestellt zu finden. Bevor wir aber die Heimreise antraten, unternahmen wir noch eine kleine Bergtour.

Ganz im Süden der Dischmaalp, gegen das Sertigtal hin, erhebt sich jetzt ein kolossaler Bau, das Kurhaus Klavadel. Das Dörfchen gleichen Namens ist ein idyllisches Nestchen aus lauter Sennhütten und Fremdenpensionen. Von Davos aus benutzen die Fußgänger gewöhnlich den Waldweg, um zu dem Weiler zu gelangen, und dieser Pfad wird öfters durch einen Wildbach unterbrochen. Die Einschnitte sind jedoch überbrückt, und bei einem solchen Punkt begann unsere



Von der Jungfraubahn. Gletschertunnel auf dem Wege zum Ausichtsplateau auf dem Jungfraujoche.



Von der Jungfraubahn. Ankunft des ersten Zuges auf der neuen Station Jungfraujoche. Rechts von der Postablage führt der Seitenstollen ins Freie.

„Bergtour“. Wir stolperten in einem wasserarmen Bachbett stundenlang aufwärts und gerieten endlich an eine Stelle, die unser Vordringen ganz plötzlich beendigte. Ein Wasserfall! Bis auf 50 Schritte machten wir uns an ihn heran, dann betrachteten wir die Bescherung. Links und rechts steile Hänge. Der rechtsseitig war mit Bergrofen und Heidelbeer- gewächs bestanden und schien bei etwas Vorsicht nicht ganz unbezwingbar zu sein. Vom Wunsche befeelt, meinem Vater zu veranschaulichen, wie gut ich mich erholte, wagte ich mich an das Unternehmen und gelangte wirklich hinauf. Nach meiner Berechnung mußte ich nun unfern des Gipfels sein und wurde ziemlich unwillig, als mir der Vater zurief, hier herauf steige er auf keinen Fall, ich möchte schleunigst herunterkommen. Ich wollte aber um jeden Preis etwas Aussicht genießen und fragelte nach einer Verständigung mit Vater weiter. Es ging nicht lange, so hatte ich mich gründlich verirrt; den Gipfel fand ich nicht und die Gegend war mir total unbekannt. Nach langem Hin- und Herrennen glaubte ich Rauch zu riechen und — richtig — über ein Weilschen gewahrte ich eine blaue Dunst- säule. Rasch eilte ich hin, um nach deren Ursprung zu forschen und lehnte mich dabei über einen steilen Hang hinaus. Unten gewahrte ich eine Herrngesellschaft, die so- eben mit Ablochen beschäftigt war. Raum hatte ich das Lager mit einem Blick umfaßt, als ich auch schon den Boden unter meinen Füßen schwinden fühlte; ich fiel über den Grat hinunter und riß im Fallen eine mäch- tige Alpenrosenstaude mit in die Tiefe.

(Schluß folgt.)